

Panini BOOKS

AUSSERDEM BEI PANINI ERHÄLTLICH

VON SHANNON CHAKRABORTY

DIE ABENTEUER DER PIRATIN AMINA AL-SIRAFI

ISBN 978-3-8332-4396-7

DIE DAEVABAD-REIHE

Band 1: DIE STADT AUS MESSING

ISBN 978-3-8332-4099-7

Band 2: DAS KÖNIGREICH AUS KUPFER

ISBN 978-3-8332-4177-2

Band 3: DAS IMPERIUM AUS GOLD

ISBN 978-3-8332-4273-1

Band 4: DER FLUSS AUS SILBER

ISBN 978-3-8332-4330-1

Nähere Infos und weitere phantastische Bände unter:

www.panini.de

Shannon Chakraborty

Die
Abenteuer
Piratin ^{der} Almina
al-Sirafi

*Ins Deutsche übertragen von
Kerstin Fricke*

PANINI BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über [hiip://dnb.d-nb.de](http://dnb.d-nb.de) abrufbar.



Copyright © 2023 by Shannon Chakraborty. All rights reserved.

Titel der Amerikanischen Originalausgabe: »*The Adventures of Amina al-Sirafi*«
by Shannon Chakraborty, published 2023 by Harper Voyager an imprint of
HarperCollins Publishers LLC, New York, USA.

Excerpts © *The Book of Charlatans*, by Jamāl al-Dīn 'Abd al-Rahīm al-Jawbarī, tr.
Humphrey Davies (New York: Library of Arabic Literature/NYU Press, 2022), 323.

Excerpts © *A Traveler in Thirteenth-Century Arabia: Ibn al-Mujawir's tarikh
al-mustabsir*, by Ibn al-Mujawir, tr. G. Rex Smith (Hakluyt Society, 2008).

Designed by Jennifer Chung

Map design by Virginia Allyn

Waves illustration © paseven/shutterstock

Wavy lines pattern © Slice Lemon/shutterstock

Deutsche Ausgabe 2023 Panini Verlags GmbH, Schloßstr. 76, 70176 Stuttgart.
Alle Rechte vorbehalten.

Geschäftsführer: Hermann Paul

Head of Editorial: Jo Löffler

Head of Marketing: Holger Wiest (E-Mail: marketing@panini.de)

Presse & PR: Steffen Volkmer

Übersetzung: Kerstin Fricke

Lektorat: Mona Gabriel

Umschlaggestaltung: tab individuell, Stuttgart

Satz und E-Book: Greiner & Reichel, Köln

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

YDCHAKoo5

1. Auflage, Oktober 2023, ISBN 978-3-8332-4396-7

Auch als E-Book erhältlich: ISBN 978-3-7569-9980-4

Findet uns im Netz:

www.paninicomics.de



PaniniComicsDE



*Für all jene, die unter erschwerten Bedingungen Eltern sind:
während Pandemien, Krisen oder weil sie arbeiten.*

*Für jene, die sich abrackern, damit etwas zu essen auf dem Tisch
steht, und die mehrere Jobs und unmögliche Zeiten
bei der Kinderbetreuung unter einen Hut bringen müssen.*

*Für jeden, der schon einmal seine eigenen Träume hintangestellt
hat, ob nun vorübergehend oder für immer,
um jene der nächsten Generation zu ermöglichen.*



ANMERKUNG DER AUTORIN

An dem Ort und zur Zeit dieser Geschichte sprach man von den lateinischen Christen des westlichen Europas vor allem als Franken und nannte die Byzantiner Rhomäer. Im zwölften Jahrhundert, in dem dieser Roman spielt, hatten die größtenteils islamischen Gesellschaften in Küstennähe des nordwestlichen Indischen Ozeans eine eigene und faszinierende Art, das Altertum, ihre Zeitgenossen und die große weite Welt zu beschreiben, und ich habe zwar versucht, diese hier so genau wie möglich wiederzugeben, möchte jedoch anmerken, dass es sich um einen fiktiven Roman handelt. Ein Glossar mit weiteren historischen und nautischen Begriffen findet sich am Ende des Buches zusammen mit ergänzenden Lesetipps.



Ich klammere mich an die Planke, meine einzige Zuflucht in der sturmgepeitschten See, und schelte mich innerlich: »Du wirst es nie lernen, Sindbad, der Seefahrer! Nach jeder deiner Reisen – der ersten und der zweiten, der dritten und der vierten, der FÜNFTEN, die schlimmer war als alle davor – schwörst du Gott, Buße zu tun und diese Reisen aufzugeben. Und es ist jedes Mal aufs Neue eine Lüge, von Gier und Abenteuerlust getrieben, denn du kehrst stets aufs Meer zurück. Also ertrage die bevorstehende Strafe, denn du hast sie verdient!«

Aus »Die sechste Reise
von Sindbad dem Seefahrer«



EIN WORT ZU DEM, WAS KOMMEN WIRD

Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Gnädigen. Segen über seinen geehrten Propheten Mohammed, seine Familie und seine Anhänger. Gesegnet sei Gott, der in seinem Glanze die Erde und die Mannigfaltigkeit an Ländern und Sprachen, Völkern und Zungen erschaffen hat. Liegt in diesen gewaltigen Wundern, derart zahlreich, dass das menschliche Auge kaum mehr als einen Bruchteil zu erkennen vermag, nicht der Beweis für seine Herrlichkeit?

Und wenn es um Wunder geht ... sollten wir uns an den Abenteuern der Nakhudha Amina al-Sirafi erfreuen.

Ja! *Dieser* Kapitänin Amina al-Sirafi. Der Schmugglerin, der Piratin. Der Ketzerin, der die weisen Männer vorwerfen, sie habe der Meeresbestie, die sie geheiratet hat, die Herzen von Menschen serviert, und der Zauberin – denn sie *muss* eine Zauberin sein, weil keine Frau so geschickt ein Schiff zu steuern vermag, ohne dabei auf verbotene Magie zurückzugreifen –, deren Erscheinungsbild irgendwie gleichzeitig betört und abstößt. Händler entlang unserer schönen Küsten warnen davor, ihren Namen auszusprechen, als wäre sie ein Dschinn, den man auf diese Weise herbeirufen könnte – wenngleich sie seltsamerweise nicht dieselben Bedenken an den Tag legen, wenn es darum geht, gemeine Gerüchte über ihren Körper oder ihre Sexualität in Umlauf zu bringen; all jene Dinge, über die sich Männer den Kopf zerbrechen, wenn sie hassen, was sie begehrn, und begehrn, was sie nicht haben können.

Ihr habt gewiss schon von ihr gehört. Schließlich ist es Tradition der weit gereisten Männer unserer Umma, uns die Wunder der Welt nahezubringen, indem sie Geschichten über ihre Reisen erzählen – insbesondere wenn jene Reisen durch den Klatsch über

furchterregende Schurkinnen belebt werden. Viele solcher Reisenden schwören, ihre Berichte wären nicht verfasst worden, um zu quälen oder gar zu unterhalten – Gott bewahre! –, sondern seien in erster Linie dazu gedacht, die Herzen der Gläubigen zu stärken und den Beweis für die versprochene Pracht von Gottes Schöpfung zu liefern. Und dennoch sind wir als Moslems angehalten, die Wahrheit zu sagen, nicht wahr? Herauszufinden, was wahr ist, und zu vermeiden, Unwahrheiten zu verbreiten.

Und werte Schwestern ... was für Unwahrheiten.

Denn dieser Schriftgelehrte hat sehr viele dieser Berichte gelesen und daraus noch etwas anderes gelernt: dass es das Schicksal der Frauen ist, fehlerhaft in Erinnerung zu bleiben. Dass ihre Geschichten achtlos verworfen werden. Verdreht. In den auf den Höfen erzählten Geschichten ist die Frau die ehebrecherische Gattin, deren Verrat den Untergang ihres Mannes einleitet und ihn zum mörderischen Wahnsinnigen macht, oder die lange Zeit leidende Mutter, die anständige Helden zur Welt bringt. Biografen lassen die scharfen Kanten fähiger, gnadenloser Königinnen verschwinden, damit sie als Heilige in Erinnerung bleiben, und Geografen warnen gläubige Männer vor diesem und jenem Ort, indem sie skandalöse Geschichten über unanständige ansässige Frauen erzählen, die im Meer frohlocken und sich fremder Eindringlinge bemächtigen. Frauen sind die vergessenen Geliebten und ungenannten Töchter. Ammen und Dienstmädchen, Diebinnen und Dirnen. Hexen. Eine faszinierende Anekdote, die man Freunden zu Hause erzählt, oder eine Warnung.

Es gibt zahlreiche Geschichten voller Lügen und Beleidigungen wie jene über Amina al-Sirafi. Sie war zu unbarmherzig, heißt es. Zu ehrgeizig, zu brutal; durch und durch unanständig und, nun ja ... alt! Eine *Mutter*, ist das zu fassen? Ah, ja, ein gewisses Maß an Rebellion wird von der Jugend durchaus erwartet. Aus diesem Grund kennen wir Geschichten von Prinzessinnen auf Schatzsuche und Kriegerfrauen, die hin und wieder glücklich enden. Aber man erwartet von ihnen, dass sie enden – mit dem Jungen, dem Prinzen, dem Seemann, dem Abenteurer. Mit dem Mann, der ihr die Jungfräulichkeit nimmt, der ihr Kinder schenkt, sie zur Ehefrau macht.

Mit dem Mann, der sie definiert. *Er* darf seine epische Reise fortsetzen – er darf sich sogar neue Frauen nehmen und neue Kinder zeugen! –, aber die Geschichten der Frauen müssen sich in einem Nebel der Häuslichkeit auflösen ... falls sie denn überhaupt erzählt werden.

Aminas Geschichte ging nicht zu Ende. So wie es wahrlich keine Geschichte irgendeiner Frau tut. Dieser einfache Schreiberling – ach, ich sollte mich erst einmal vorstellen: Zu meinem Namen gäbe es noch mehr zu sagen, aber vorerst dürft ihr mich Jamal nennen. Jamal al-Hilli. Und ich habe Großmütter kennengelernt, die neue Geschäfte aufmachten, ältere Königinnen, die Eroberungskriege führten, und junge Mütter, die zum ersten Mal einen Zeichenstift in die Hand nahmen. Es könnte in der Tat der Fall sein, dass wir Aminas Geschichte nur kennen, *weil* sie Mutter war. Während unserer gemeinsamen Zeit sprach sie unablässig über ihre Tochter. Zwar mag dies eine dreiste Anmaßung sein, doch ich vermute, sie sprach *zu* ihrer Tochter. Damit dieses Kind begriff, welche Entscheidungen seine Mutter getroffen hatte. Denn als Amina beschloss, ihr Zuhause zu verlassen und ihr Leben auf See wieder aufzunehmen, wurde sie zu mehr als nur einer Piratin. Zu mehr als nur einer Hexe.

Sie wurde zu einer Legende.

Diese Geschichte wird sich unglaublich anhören. Die Beweise und Dokumente, die beschafft werden konnten, sind reproduziert worden, aber als es um die Nakhudha ging, hielt es dieser Schreiber für das Beste, Amina für sich selbst sprechen zu lassen. Dem Drang zu widerstehen, ihre Worte zu formen und zu verkleiden. Denn im Dienste der Aufrichtigkeit muss ich noch etwas anderes gestehen: Der Bericht über ihre Abenteuer dient nicht nur als Beweis für Gottes Wunder.

Er soll auch unterhalten.



1. KAPITEL

Gott sei mein Zeuge, aber nichts von alledem wäre geschehen, hätte es in Salalah nicht diese beiden Narren gegeben. Sie und ihre Karte.

Wie bitte? Was meint ihr damit, dass man so keine Geschichte anfangen kann? Eine Biografie? Ihr wollt eine Biografie? Was glaubt ihr, um wen es hier geht, den Großmufti von Mekka? Mein Volk lässt sich nicht so episch über die Ahnenreihe aus wie das eure. Wir sind nicht einmal echte Sirafis. Meines Vaters Vater – ein Waisenkind aus dem Oman, das Pirat wurde – fand nur, der Name hätte einen romantischen Klang.

Seht ihr das anders?

Wie ich bereits sagte: die Idioten und ihre Karte. Heute verstehe ich den Reiz einer Schatzsuche, das tue ich wirklich. Schließlich errichten wir unsere Häuser auf den Ruinen verlorener Städte und segeln mit unseren Schiffen über die untergegangenen Paläste vergessener Könige hinweg. Jeder hat schon mal von irgendjemandem gehört, der beim Pflügen seiner Felder einen Krug voller sassanischer Münzen ausgegraben hat, oder ist einem Taucher begegnet, der Berge glitzernder Smaragde auf dem Meeresgrund erblickte. Mir wurde zugetragen, dass die Schatzsuche in Ägypten derart beliebt sei, dass die Teilnehmer professionelle Gilden gegründet haben, die ihre speziellen Tricks niemals preisgeben ... Doch für das entsprechende Preisgeld findet man durchaus ein Mitglied, das einem einen Rat gibt. Möglicherweise kann man sogar eine Karte erwerben! Eine Karte, die einen zu unvorstellbaren Reichtümern führt.

Die Karten sind – und das kann ich gar nicht deutlich genug

betonen – kinderleicht zu fälschen. Ich kann euch sogar verraten, wie man das macht: Man benötigt nichts weiter als einen Bogen Pergament und etwas Zeit. Toniken werden aufgetragen, um das Papier altern und vergilben zu lassen, allerdings werden für den Großteil bedauerlicherweise Urin und die besten Säfte aus der Fledermausgalle benötigt. Die Karte an sich sollte mit Sorgfalt gezeichnet werden und genügend Details enthalten, damit einige geografische Standorte erkennbar sind (idealerweise leitet man den Käufer in die entgegengesetzte Richtung als die, in die der Kartenzeichner zu fliehen gedenkt). Symbole lassen sich aus diversen Alphabeten ableiten. Viele Fälscher ziehen das Hebräische aufgrund seiner mystischen Bedeutungen vor, aber meiner Meinung nach ergibt der Text aus einem alten sabäischen Grab weitaus geheimnisvollere Briefe. Sodann wird das Ganze zerknittert; man zerfranst die Ränder, brennt einige Löcher hinein, trägt eine feine Schicht Sandarak auf, um die Schrift verblassen zu lassen – und das war's. Schon ist die »Schatzkarte« fertig und kann an den Höchstbietenden verkauft werden.

Die Karte, die meine Kunden in jener Nacht besaßen, sah nicht so aus, als wäre sie an den Höchstbietenden verkauft worden. Zwar hatten sie versucht, das Dokument und seinen Zweck zu verbergen – als ob mitternächtliche Ausflüge zu uralten Ruinen ständig gefragt wären –, doch ein Blick hatte ausgereicht, um die Karte als mittelmäßiges Machwerk zu entlarven, vielleicht als Übungsmanuskript eines angehenden Jungverbrechers.

Diese Überlegungen behielt ich allerdings für mich. Dass sie mich angeheuert hatten, um sie hier rauszurudern, war ein Segen, ein zufälliger Auftrag, den ich beim Angeln an Land zog. Ich muss wie eine hervorragende Kandidatin für ihre Mission gewirkt haben: eine einsame Einheimische, die nicht mehr die Jüngste war und ganz gewiss nicht schlau genug, um zu begreifen, was sie vorhatten. Demzufolge gab ich die passenden Geräusche von mir und warnte sie, dass die Ruinen angeblich von Ghulen heimgesucht wurden und die umliegenden Lagunen von Dschinn verflucht wären, doch die jungen Männer versicherten mir, dass sie auf sich aufpassen könnten. Da ich schon sehr viele Nächte in dem Gebiet

geangelt hatte, ohne auch nur den Hauch von etwas Übernatürlichen zu erleben, hielt sich meine Besorgnis in Grenzen.

Wie bitte? Das hört sich »ziemlich naiv« an? Wisst Ihr etwa nicht mehr, wie wir einander begegnet sind? Hört auf zu reden, und esst Euren Eintopf. Die Saltah ist in dieser Gegend überaus köstlich, und Ihr seid kaum dicker als der Stift in Eurer Hand. Noch eine Unterbrechung, Jamal, und Ihr könnt Euch eine andere Nakhudha suchen, um sie nach Geschichten auszuhorchen.

Wie dem auch sei. Zurück zu jener Nacht. Es war ein ansonsten zauberhafter Abend. Die Sterne standen am Himmel, ein seltener Anblick während des Khareef, des Sommermonsuns, der normalerweise alles in Nebel taucht. Der Mond schien hell auf die zerstörte Festung auf der anderen Seite der Lagune herab. Zerfallende Ziegelsteine waren alles, was von der seit Ewigkeiten verlassenen Stadt übrig war, bei der es sich laut den Einheimischen einst um einen geschäftigen Handelsposten gehandelt hatte. Dieser Teil der Welt war schon immer wohlhabend gewesen; die Römer nannten uns einst Arabia Felix, »Gesegnetes Arabien«, aufgrund unseres Zugangs zum Meer, der verlässlichen Handelsrouten und der lukrativen Weihrauchhaine. Die Einheimischen erzählen zudem, dass die Schatzkammer der Stadt – noch immer randvoll mit Gold – unter den Ruinen begraben liege und bei einem Erdbeben verschüttet worden sei, und das war vermutlich die Geschichte, die die jungen Männer angelockt hatte.

Bis einer von ihnen an mich gerichtet laut mit der Zunge schnalzte wie ein Mann, der einem Maultier den Befehl zum Stehenbleiben gab, obwohl wir noch immer in der Lagune waren. »Halt«, verlangte der Junge.

Misstrauisch beäugte ich das schwarze Wasser rings um uns herum und den Strand, der noch ein ganzes Stück entfernt lag. Tagsüber war dies ein wunderschöner Ort, der Flamingos und Delfine anlockte. Wenn der Wind und die Gezeiten richtig standen, brach das Wasser zur Freude der Kinder und der zum Picknick versammelten Familien wie Geysire aus den Steinen hervor. Aber bei Ebbe und in einer ruhigen Nacht wie dieser gab es nur eine milde Brandung, ein stetiges, beruhigendes Schlagen und glitzernde

weiße Gischt, die kaum dabei half, Meer und Küste zu unterscheiden.

Falls meine Kunden glaubten, sie könnten den ganzen Weg zum kaum sichtbaren Strand schwimmen, waren sie törichter, als ich vermutet hatte. Und ich habe wohl schon recht deutlich zum Ausdruck gebracht, was ich von ihnen hielt.

»Wir sind noch nicht an den Ruinen«, merkte ich an.

»Das ist weit genug.« Die beiden kauerten sich am anderen Ende meines kleinen Bootes hin und breiteten die Karte auf ihren Knien aus. Einer der Jungen hielt eine Öllampe hoch, während der andere ein Sträußchen getrockneten Jasmins verbrannte.

»Das versteh ich nicht«, murmelte einer der beiden. Sie hatten sich schon den ganzen Abend flüsternd gestritten. Obwohl ihr Akzent für mich nach Adeni klang, kannte ich ihre Namen nicht. Sie hatten hochtrabend erklärt, dass sie mir anstelle der Nennung ihrer Namen einige zusätzliche Dirham für meine Diskretion zahlen würden, und da es mich eigentlich auch nicht weiter interessierte, war die höhere Bezahlung eine angenehme Überraschung. »Laut der Karte ist das die Stelle ...« Er deutete auf den Himmel über uns, und mich beschlich Mitleid mit ihm, denn das, was dort auf der Karte geschrieben stand, hatte keinerlei Ähnlichkeit mit irgendeiner Sternenkarte, die ich je gesehen hatte.

»Ihr habt gesagt, ihr wolltet in die alte Stadt.« Ich zeigte in Richtung Hügel – jedenfalls versuchte ich es. Doch inzwischen war eine dicke Nebelbank vom Wadi, dem vom Monsun angeschwollenen Fluss, der sich in die Lagune ergoss, herübergezogen und hüllte uns ein, sodass wir weder die Ruinen noch den Hügel sehen konnten. Stattdessen verschwand die Küste vor meinen Augen ganz, und wir schienen auf einer endlosen, nebelumwogten Ebene zu schweben.

Die jungen Männer ignorierten mich. »Wir haben die Worte gesprochen«, erklärte der mit der Öllampe in der Hand. »Wir haben ihre Bezahlung. Daher müsst sie auch auftauchen.«

»Aber sie ist nicht erschienen«, widersprach der andere. »Ich sage dir doch, wir hätten ...«

Aber was immer sie tun mussten, interessierte mich auf einmal

nicht mehr. Denn nach einem weiteren Atemzug kam die Brise, die schon die ganze Nacht vom Meer herüberwehte, zum Erliegen, und die Luft war wie erstarrt. Ich verharrte reglos, und ein Schweißtropfen rann mir am Rücken herunter.

Da ich schon lange zur See fahre, gibt es wenig, was ich besser im Auge behalte als das Wetter. Ich zupfte einen Faden aus dem fransigen Saum meines Mantels, doch kein Wind ließ ihn flattern. Der Nebel kam näher, zusammen mit einer erdrückenden Stille, die jedes Schlagen des Wassers gegen den Bootsrumpf wie einen Donnerschlag wirken ließ. Es gibt Orte auf der Welt, an denen derartige Vorzeichen einen heftigen, gefährlichen Sturm ankündigen, doch die Taifune, die hier hin und wieder aufkamen, kündigten sich stets vorher an. Außerdem blieb das Wasser ruhig, Gezeiten und Strömung veränderten sich nicht.

Trotzdem ... hatte ich ein mulmiges Gefühl in der Magengrube und griff nach meinen Rudern. »Wir sollten von hier verschwinden.«

»Warte!« Einer der jungen Männer stand auf und deutete aufgeregt in Richtung Nebel. »Siehst du den Schatten über der Gischt?«

Es war Gischt, wie ich erkannte, als ich mit zusammengekniffenen Augen in die Dunkelheit starrte. Der jahrelange Sonnenschein auf dem Meer wirkte sich so langsam auf mein Sehvermögen aus, daher konnte ich nachts vieles nicht mehr so gut wahrnehmen. Aber der Junge hatte recht. Da kam nicht nur der Nebel näher, sondern auch Gischt, die sich so hoch auftürmte, dass sie mein Boot verschlucken konnte. Als sie näher kam, sah ich ein rötlich gelbes Glühen darin, und ein wirklich entsetzlicher Gestank von verwesendem Fleisch und ausgenommenem Fisch stieg mir in die Nase.

»Gib ihr ihre Bezahlung«, drängte der Junge mit der Öllampe. »Schnell!«

»Vergesst meine Bezahlung, und setzt euch wieder hin«, ordnete ich an, als der zweite Junge in seine Robe griff. »Wir werden ...«

Der Junge zog die Hand wieder hervor, in der er nun einen großen Karneol hielt, und dann geschahen sehr schnell zwei Dinge:

Erstens wurde mir bewusst, dass das nicht *meine* Bezahlung war.

Zweitens zerrte uns das Ding, dessen Bezahlung es war, in den Nebel.

Der Junge mit dem Karneol hatte gerade noch Zeit für einen Schrei, bevor die Gischt herbeiströmte und ihn verschlang, an seinem Hals und seiner Brust herableckte und sich wie eine begierige Geliebte um seine Hüften schlang. Ein Jaulen drang aus seiner Kehle, glich jedoch keinem Schrei, der je aus dem Mund eines Sterblichen kommen sollte. Stattdessen erinnerte er eher an das Tosen einer Flutwelle und die Todesschreie von Möwen.

»Khalid!« Der andere Junge ließ vor Schreck die Lampe fallen, wodurch unsere einzige Lichtquelle erlosch.

Aber zum Glück – zum Glück? – glühte die anscheinend lebendige und möglicherweise bösartige Gischt. Der Lichtschein war nur schwach, reichte jedoch aus, um Khalid zu zeigen, der wie ein Wolf die Zähne bleckte und sich auf seinen Gefährten stürzte.

»*Du wirst mich nicht bekommen*«, zischte er und krallte sich in den Hals des anderen Jungen. »Wir werden dich verfluchen! Wir werden dich verschlingen! Wir werfen dich in die Flammen!«

Der andere Junge versuchte verzweifelt, sich zu befreien. »Khalid, bitte!«, stieß er erstickt hervor, während sich noch mehr Gischt – nun blutrot – über den beiden ausbreitete. Fangzahnbewehrte Saugnäpfe erschienen auf der Oberfläche wie die Tentakel eines monströsen Kraken.

Ich würde gern behaupten, dass ich nicht zögerte. Dass ich beim Anblick der beiden in tödlicher Gefahr schwebenden jungen Männer sogleich in Aktion trat und mich nicht kurz fragte, ob die bösartige Gischt sich damit zufriedengeben würde, sie zu verschlingen, und mich und mein Boot verschonen würde.

Doch das wäre gelogen. Denn ich habe gezögert. Aber dann verfluchte ich sie beide erbittert, sprang auf und zog mein Messer.

Hier sollte Erwähnung finden, dass ich sehr an meinen Messern hänge. An dem Khanjar, der meinem Großvater gehörte, und dem auf schaurige Weise wunderschönen damaszenischen Krummsäbel, den ich einem unwürdigen Adligen abgenommen habe. Dann noch

das kleine Messer mit gerader Klinge, das sich in einem Knöchelhalbter verbarg, und eine wahrlich hervorragende Wurfscheibe meines zweiten Mannes, der schnell bereut hat, mich den Umgang damit gelehrt zu haben.

Aber für eine Situation wie diese gibt es nur eine einzige passende Waffe, eine, die ich höchstpersönlich in Auftrag gegeben habe und die ich stets bei mir trage. Gefertigt aus reinem Eisen, ist sie meine schärfste Klinge und aufgrund ihres Gewichts nicht leicht zu handhaben. Rostflecken von dem heiligen Zamzam-Wasser, das ich bei den nächtlichen Segnungen darauf spritze, zieren die Klinge, und aufgrund der roten Stellen fällt es schwer, die heiligen Verse zu entziffern, die sorgsam in das Metall hineingeritzt wurden. Aber ich wollte auch gar kein schönes Messer.

Es sollte effektiv sein, wenn weltlichere Waffen versagen.

Ich packte Khalid am Kragen und zog ihn von dem anderen Jungen herunter. Bevor er nach meiner Kehle greifen konnte, stieß ich ihm meine gesegnete Klinge in seine.

»Hinfort mit dir«, verlangte ich.

Er zappelte wie wild, und Gischt spritzte um uns herum. »Du wirst mich nicht bekommen. *Du wirst mich nicht bekommen!*«

»Ich will dich auch gar nicht! Und jetzt verschwinde in Gottes Namen!«

Ich presste das Messer tiefer hinein, während die Basmala über meine Lippen kam. Sein Fleisch zischte als Reaktion darauf, und dann sackte er in sich zusammen. Die Gischt, die seinen Körper eingehüllt hatte, schwebte einen Moment lang in der Luft ... um sich dann auf mich zu stürzen.

Sogleich ging ich zu Boden, als hätte mich ein Rammbock getroffen, und ich schlug mir den Kopf am Boden des Bootes auf.

Eisige Finger mit knochenscharfen Spitzen bohrten sich in meine Ohren, und ein immenses Gewicht hielt mich fest. Doch dank der Gnade Gottes hielt ich noch immer meine gesegnete Klinge in der Hand. Ich schlug blindlings zu, und das Messer blieb in der Luft stecken. Es folgte ein Schrei; ein böses, unnatürliches Geräusch, das sich anhörte wie Krallen, die über Muscheln schaben, und dann wurde die schuppenbedeckte Monstrosität, die auf

meiner Brust hockte, kräuselnd sichtbar. Ihre glitzernden Augen hatten die Farbe von Bilgenwasser, das dreckige, strohartige Haar war mit Seepocken verfilzt.

Abermals schrie sie und enthüllte dabei vier nadelgleiche Zähne. Ihre knochigen Hände schabten über meine, als sie versuchte, mir den Dolch zu entreißen, der in ihrer weindunklen Brust steckte. Silbriges Blut blubberte und tropfte aus der Wunde und benetzte uns beide.

Die Jungen weinten und flehten Gott um Gnade an. Der Dämon kreischte und jaulte in einer unbekannten Sprache. Ich stieß die Klinge tiefer hinein und musste brüllen, um sie alle zu übertönen.

»Gott!«, schrie ich. »Es gibt keinen Gott außer Ihm, dem Lebendigen, dem Beständigen!« Den Dolch fest umklammernd, zitierte ich den Thronvers, die Passage aus dem Koran, die mich beschützen würde, wie man es mich mein Leben lang gelehrt hatte.

Der Dämon auf meiner Brust jaulte, wand sich vor Schmerz und riss die skelettartigen Hände hoch, um sich die Ohren zuzuhalten.

»Nicht überkommt Ihn Schlummer und nicht Schlaf! Ihm gehört, was in den Himmeln und was auf der Erde ist – *gehst du jetzt endlich von mir runter?*« Ich rammte der Kreatur mit ganzer Kraft den Ellbogen in den Leib, und sie spie mir ins Gesicht. »Wer ist es, der bei Ihm Fürsprache einlegen kann – es sei denn mit Seiner Erlaubnis? Er weiß, was vor ihnen und was hinter ihnen liegt, während sie nichts von Seinem Wissen erfassen, außer was Er will!«

Seine Haut rauchte, und offenbar hatte der Dämon beschlossen, dass es langsam reichte. Zwei fledermausartige Flügel ragten aus seinem Rücken. Mit wildem Flattern löste er sich von der Klinge und war fort, verschwand in die Nacht.

Keuchend setzte ich mich auf. Der Nebel zog sich bereits zurück, die Jungen umklammerten einander noch immer am anderen Ende des Bootes. Ich hielt den Dolch fest und spähte in den zurückweichenden Nebel, falls noch etwas anderes daraus auftauchen würde. Angst erfasste mich, drohte mich zu ersticken, als ich auf das vertraute Lachen wartete. Auf feurige schwarze Augen und eine viel zu samtene Stimme.

Aber da war nichts. Nichts außer der Lagune unter dem Sternenhimmel und dem sanften Murmeln des Wassers.

Ich wirbelte zu den Jungen herum. »Ihr habt gesagt, ihr wärt hinter *Schätzen* her.«

Der mit der Öllampe errötete, und farbige Flecken sprenkelten seine kalkweiße Haut. »Schatz ist ein Konzept, über das sich ... Nein, warte!«, kreischte er, als ich ihm die Karte und den Karneol aus der Hand riss und beides über das Wasser hielt. »Tu das nicht!«

Ich warf den glitzernden roten Edelstein hoch und fing ihn mit einer Hand auf. »Leg dich nicht mit mir an, Junge«, warnte ich ihn. »Noch eine Lüge, und ich werfe euch beide über Bord. Ihr habt eine Bezahlung und einen Namen erwähnt. Wen wolltet ihr herbeirufen?«

»Wir wollten niemanden ... Bidukh!«, kreischte er, als ich die Karte ins Wasser tauchte. »Mein Vetter hat mir von ihr erzählt. Sie ist ...« Er schluckte hörbar. »Sie ist eine Tochter von Iblis.«

Ich sperrte schockiert den Mund auf. »Ihr wolltet eine Tochter des Fürsten der Hölle herbeirufen? Auf meinem Boot?«

»Wir wollten niemandem schaden!« Das Mondlicht war zurückgekehrt, sodass ich sie nun klar und deutlich vor mir kauern sah. »Es heißt, wenn man sie zufriedenstellt, flüstert sie einem die Geheimnisse der Liebe ins Ohr.«

Khalid schwankte in den Armen seines Freundes. »Ich glaube, ich muss mich übergeben.«

Gott, steh mir bei ... »Wenn du in mein Boot kotzt, schwimmst du zurück ans Ufer. Eine Tochter von Iblis ... Ich verfluche euch beide.« Mit diesen Worten schleuderte ich die Karten und den Karneol in die Lagune.

Beides verschwand mit lautem Platschen unter dem Protest meiner Passagiere im Wasser.

»Hey!«, schrie einer der Jungen. »Dafür haben wir sehr viel Geld bezahlt!«

»Ihr solltet Gott danken, dass ihr nicht mit eurem Leben dafür bezahlen musstet!« Ich drückte ihm ein Ruder in die Arme. »Leg dich in die Riemen. Vielleicht bläut dir etwas ehrliche Arbeit ein wenig Verstand ein.«

Er ließ das Ruder beinahe fallen und riss die Augen auf, als ich die Position änderte und ihm die anderen Waffen zeigte, die ich unter meinem Mantel verbarg. Danach wischte ich das Eisenmesser sauber und steckte es in die Scheide zurück, um nach meinen Rudern zu greifen.

Die beiden Jungen starrten mich vollkommen verdutzt an. Ich konnte es ihnen nicht verdenken. Schließlich hatte ich einen Dämon bekämpft, die zusammengesunkene Haltung aufgegeben, mit der ich meine wahre Größe verbarg, und nun ruderte ich auch noch mit ganzer Kraft – die stille, bucklige Fischersfrau, die widerstreitend zugestimmt hatte, sie hierherzubringen, war verschwunden.

»Wer bist du?«, krächzte Khalid heiser.

Der andere Junge gaffte mich mit offenem Mund an. »Was bist du?«

Das Wasser in der Lagune sank, aber ich hätte schwören können, dass sich die Luft schwerer anfühlte. Einen Moment lang sah das Wasser, das an den felsigen Strand schwappte, aus wie die gelblich rote und nun verschwundene Gischt, und die Schatten, die an den Klippen tanzten, erinnerten an Tentakel.

»Jemand, der den Preis der Magie nur zu gut kennt.« Mehr sagte ich nicht, und sie hakten nicht weiter nach.

Aber das war auch nicht nötig. Denn Geschichten sprechen sich herum, und selbst wenn es den Jungen peinlich war, ihre eigenen Pläne zu offenbaren, so berichteten sie doch von einer unscheinbaren Fischersfrau, die wie eine Gotteskriegerin gegen einen Dämon gekämpft hatte. Die ihren zerschlissenen Mantel geöffnet hatte, unter dem an ihrer Taille ein ganzes Waffenarsenal zum Vorschein kam, und die im Kampf einer Amazone glich.

Übertreibungen, doch die Wahrheit ist nur selten von Belang, wenn es um eine gute Geschichte geht. Die Art von Geschichte, die in Tavernen und auf Schiffswerften erzählt wird. In den Harems der Frauen und den Küchen der Dienstboten.

Bis sie ans Ohr einer verzweifelten Großmutter im fernen Aden drang.



2. KAPITEL

Wie ihr euch vorstellen könnt, lässt sich der Anblick eines Jungen, der von böswilliger Meeresgischt übernommen wird, weil er Iblis' Tochter beschwören wollte, nicht so leicht wieder vergessen. Ich kehrte allerdings nicht zurück, um herauszufinden, ob wir in der Lagune einen rachsüchtigen Geist geweckt hatten. Stattdessen widmete ich mich abermals der Routine aus Familie und Ernte, was bedeutete, dass ich an jenem Tag zu einem recht unglücklichen Leben zurückkehrte und den Kampf gegen den ständigen Gegner meines Ruhestands wieder aufnahm: gegen mein Dach.

Hätte ich auf der Bezahlung bestanden, auf die sich die jungen Männer und ich vor Wochen geeinigt hatten, wäre ich in der Lage gewesen, von einem Zimmermann in Salalah – einer Stadt, die eine halbe Tagesreise entfernt lag – einige gute Bretter zu erwerben. Stattdessen hatte ich die Jungen kostenlos zurück ans Ufer gebracht, da mich ihre Furcht berührte und ich darauf hoffte, mir durch meine Großzügigkeit ihr Schweigen zu erkaufen. Diese Entscheidung verfluchte ich nun, während ich eine Schilfmatte über das neueste Leck legte und mich aufrichtete, um mein Werk zu begutachten.

Es bot keinen besonders inspirierenden Anblick. Seit fast einem Jahrzehnt war dieses heruntergekommene Steinhaus in den küstennahen Bergen das Zuhause meiner Familie. Dank des prachtvollen Blicks sowohl auf das Meer als auch auf das Land, Mauern, die dick genug waren, um Pfeile abzublocken, und eines einfachen Fluchttunnels, der in den Boden des Lagerraums gehackt worden war (und auch über Klauenspuren und Blutflecken an den engen Wänden verfügte), vermutete ich, dass hier einst ein unbedeutender,

paranoider Kriegsherr gehaust hatte. Während des Khareef wuchs der Dschungel derart dicht, dass ein Sichtschirm aus Grünpflanzen das Haus vollkommen verbarg und aus dem es umgebenden Dickicht aus Bananenstauden ein seltsames Zischen ertönte. Im Hain aus Kokospalmen in der Nähe war es stets kalt, zu kalt, und das Rauschen der Wellen am schmalen Strand klang wie das Kreischen verlorener Seelen.

Zog man noch den steinernen gehörnten Götzen in Betracht, den mein Bruder beim Reinigen des Hofs entdeckt hatte, so konnte man aus gutem Grund annehmen, dass die Einheimischen diesen Ort mieden. Weshalb er sich in jenen Jahren perfekt für meinen eigentlichen Zweck eignete, der darin bestand, mich zu verstecken. Weniger perfekt waren die endlosen Reparaturen. Reparaturen, die ich selbst durchführen musste, da ich keine Handwerker aus einem der umliegenden Dörfer bestechen konnte, um ein Haus aufzusuchen, in dem es angeblich spukte. Die Löcher im Dach waren am schlimmsten. Als würde es nicht ausreichen, dass ich mein Berufsleben damit verbracht hatte, ein Schiff wasserdicht zu halten, nein, nun hatte ich auch noch ein Haus, das sich dem Regen und der Meeresluft öffnen wollte, was insbesondere in der Regenzeit ein echter Fluch war.

»Brauchst du noch mehr Schilf, Mama?«, fragte meine Tochter Marjana, die in der Nähe Wolle spann.

»Nein, Liebes.« Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, der in meinen Augen brannte. »Aber könntest du mir bitte etwas Wasser bringen?«

»Aber natürlich!« Marjana ließ ihre Spindel fallen und sprang davon, und ich wandte mich erneut meinen Knoten zu und versuchte, beim Anblick des Dachs nicht zu verzweifeln. Aufgrund meiner Seemannsstiche und des Schilfs sah es nun weniger wie ein Dach und eher wie ein Schilfboot aus, das von einem Hai verschlungen und wieder ausgespuckt worden war.

Glücklicherweise kehrte Marjana nicht nur mit einem Wasserkrug, sondern auch mit einer Schale voller Mangostücke wieder zurück.

»Möge Gott dich segnen, du Licht meines Lebens.« Ich richtete

mich vorsichtig auf und runzelte die Stirn, um die vor meinen Augen tanzenden schwarzen Punkte zu vertreiben. Aufgrund der Hausreparaturen und der Feldarbeit blieb ich kräftig, aber mein Körper mochte keine schnellen Positionswechsel an Nachmittagen, die so feucht waren, dass man den Eindruck hatte, man könnte die Luft auswringen. Ich sackte in meine feuchte Hängematte, die in der Ecke baumelte, und trank direkt aus dem Krug.

Marjana setzte sich zwischen meine Füße. »Wann kommen Großmutter und Onkel Mustafa zurück?«

»Bei Sonnenuntergang, so Gott will.«

»Glaubst du, Tante Hala wird sie begleiten?«

»Wenn sie sich gut genug fühlt.« Da er sich kein Haus leisten konnte, das groß genug für seine Werkstatt und seine Familie war, lebten mein kleiner Bruder Mustafa und seine Frau Hala abwechselnd bei ihren Eltern in Salalah und bei uns in den Hügeln. Allerdings war die Reise recht anstrengend, daher kam Hala, die im sechsten Monat schwanger war und bereits ein Kleinkind hatte, immer seltener zu uns.

Marjana wackelte mit den Zehen. »Wenn wir nach Salalah ziehen würden, könnten wir sie immerzu sehen. Und ich könnte in der Moschee zur Schule gehen.«

Die Hoffnung, die in ihrem kleinen Gesicht stand, ließ mein Herz zerbrechen. Marjana fragte in letzter Zeit immer öfter nach der Schule. Zwar versuchte ich, ihre Besuche in Salalah zu minimieren, doch meine Mutter nahm sie immer wieder zu Tagesausflügen zum Markt oder den Klatschrunden der älteren Damen mit. »Es ist grausam, sie derart zu isolieren, Amina«, schalt sie mich häufig. »Marjana blüht auf, wenn sie in Gesellschaft ist. Deine Ängste sollten nicht ihr Leben ruinieren.«

Wüsste meine Mutter um das ganze Ausmaß meiner Ängste ... »Es ist nicht sicher, Jana«, erwiderte ich sanft. »Vielleicht in einigen Jahren.«

Nun starrte mich meine Tochter an, und in ihren dunklen Augen funkelten einhundert Fragen. Als sie noch jünger war, hatte sie mir diese mit der endlosen Neugier eines Kindes gestellt. *Warum verlassen wir die Klippen nicht? Sind böse Leute hinter*

uns her? Wollen sie dir wehtun? Mir war immer bewusst, dass meine gestammelten, ausweichenden Antworten nicht ausreichten, trotzdem fühlte ich mich noch schuldiger, als sie damit aufhörte, mich damit zu löchern. Sie schien mir zu jung zu sein, um sich dem Schicksal zu ergeben.

»Was hältst du davon, wenn wir ein Spiel spielen?«, schlug ich vor, um sie aufzuheitern. Marjana liebte Spiele, erfand eigene komplizierte Versionen davon und entwarf Spielbretter und -figuren mit allem, was sie in die Finger bekam. »Hol doch mal dein Mancala-Brett.«

»Au ja!« Sie strahlte, hatte die Schule sofort vergessen und war im nächsten Moment hinausgelaufen, wobei ihre Zöpfe beim Rennen wippten.

Ich zog das Stoffstück herunter, mit dem ich mir das Haar nach hinten gebunden hatte, und wischte mir das Gesicht ab. Der Wind hatte aufgefrischt, und die Brise trug den Geruch des Meeres und von reichhaltiger nasser Erde herüber. Der Khareef war in vollem Gange, und helle Nebelflecken zierten die smaragdgrünen Hügel spitzen. Wenn ihr den Khareef in diesem Teil der Welt nie gesehen habt, kann ich euch versichern, dass er einem Wunder gleicht. Die Berge und Täler durchlaufen eine erstaunliche Verwandlung, felsige Klippen und knochentrockene Wadis weichen üppigen Wäldern und tosenden Wasserfällen. Der rasante Wandel und das leuchtende, überall vorhandene Grün – ein göttlicher Farnton, wie ich ihn nie zuvor gesehen habe – wirken nahezu magisch und wie ein Beweis für Gottes Herrlichkeit.

Für mich bedeutete der Khareef jedoch noch sehr viel mehr. Ebenso wie das Verstreichen aller Jahreszeiten. Wenn die Meere das Herz unserer Welt darstellten, waren die Winde ihr Lebensblut. Und wenn der Khareef abflaute, würden sich diese Winde verändern und den Anfang des Nordostmonsuns einleiten. Während ich dieses Dach ausbesserte, beluden Seeleute von Kilwa bis nach Zeila die letzten Schiffe, die nach Arabien und Indien aufbrechen würden, mit Elfenbein und Gold, Mangrovenstämmen und allen möglichen Schmuckstücken, und genossen die letzten Augenblicke mit ihren Frauen und Kindern. Die Buchhalter und über-

eifrigen Marktinspektoren in Aden würden mit den Nasen über ihren Steuerschrifrollen hängen und Neuankömmlingen mit ihren Fragen danach, ob sie etwas zu versteuern hatten, auf die Nerven gehen, während die vor Sokotra ankernden Piratenschiffe die Segel hissten und sich aufmachten, die Ahnungslosen und schlecht Geschützten zu überfallen. Auf der anderen Seite des Ozeans würden Seefahrer an Orten wie Khambhat oder Kalikut auf die Abreise gen Westen warten, die Rümpfe ihrer zusammengenähten Schiffe mit frischen Schichten aus Pech und Haiöl bestreichen und die Segel überprüfen.

Seemann oder Buchhalter, Schmuggler oder Händler – dieser stetige Kalender hatte unser Leben und das unserer Ahnen seit ewigen Zeiten bestimmt. Es heißt, man könne Waren von allen Meeren in den Ruinen der heidnischen Tempel und vergessenen Königreiche finden; indische Siegeltempel in Bahrain und chinesisches Glas in Mombasa. Unsere Geschichten berichten von Handelsstädten, die schon vor der Zeit des Propheten, Friede sei mit ihm, errichtet wurden und untergingen, und die Lieder, die wir bei der Arbeit auf dem Schiff singen, gedenken der Verluste zahlloser gescheiterter Überquerungen. Meine Vorfahren hatten ihr Leben viel zu lange ans Meer angepasst, als dass ich diesen Rhythmus je wieder vergessen könnte.

Jedenfalls sagte ich mir das, wenn es wehtat. Wenn ich die Winde kommen und gehen sah und ihnen nicht folgen konnte, woraufhin eine schmerzhafte Traurigkeit meine Seele ergriff, die mich dazu zwang, zu Bett zu gehen. Die Hügel zu durchstreifen und das Land zu bearbeiten, bis meine Hände bluteten und mir der Schweiß am Leib herunterlief. Bis ich zu erschöpft war, um in Erinnerungen zu schwelgen und verzweifelt zu sein, weil ich nie wieder sehen würde, wie das Land in wässriges Blau überging.

Und dann tauchte Marjana wieder auf. Zwar verschwand die Traurigkeit nicht, doch sie ließ nach. Sie hielt ihr geliebtes Mancala-Brett in den Händen, sah mich jedoch nicht an. Stattdessen war sie auf den Stufen stehen geblieben und blickte über das Dach hinweg.

»Mama ...« Sie runzelte die Stirn. »Da kommen Leute den Weg entlang.«

»Leute?«

»Fremde.«

Bei dem Wort sprang ich sofort auf und eilte an ihre Seite. Wir bekamen nie Besuch von Fremden. Dafür wohnten wir zu abgelegen und zu weit entfernt von den Routen, die Salalah und die Küstendorfer miteinander verbanden, sodass sich Reisende, die sich verlaufen hatten, nie zu uns verirrten.

Aber Marjana hatte recht. Auf dem schmalen verschlungenen Weg, der durch das grüne Buschland führte, trugen vier Männer eine Sänfte in unsere Richtung. Bewaffnete Männer mit Schwertern an den Hüften. Derartige Vorkehrungen entsprachen selbstverständlich der Norm. Banditen und hin und wieder auch Leoparden mussten abgewehrt werden. Aber das waren große Männer mit militärischer Haltung, denen ich misstraute. Die Sänfte wurde nicht von Frachtieren oder anderen Personen begleitet, was darauf hindeutete, dass der Reisende darin nur einen kurzen Abstecher plante.

Einen kurzen Abstecher? Wohin denn bitte schön?

Ich schaute mich auf dem Dach um. Sorgsam in einer wasserdichten Truhe verwahrt, lagen mein Bogen – ein Geschenk von einem Sohari-Bewunderer, dessen Gaben weitaus ansprechender waren als seine Persönlichkeit – und ein Köcher, den ich stets mit frischen Pfeilen auffüllte. Der Bogen stellt zwar nicht meine bevorzugte Waffe dar, doch ich kann ihn schnell führen. Schnell genug, um vermutlich zwei der vier Männer auszuschalten, bevor sich die anderen versteckt haben. Vielleicht auch drei.

»Mama?«

Marjanas Stimme holte mich in die Gegenwart zurück. Ich befand mich nicht länger in einer Welt, in der man erst schoss und danach Fragen stellte.

Vorsichtig zog ich sie zur Seite, damit sie nicht mehr zu sehen war. »Bleib hier und bau das Mancala-Brett auf. Ich gehe sie fragen, was sie wollen.«

Sie musterte mich besorgt. »Soll ich ...?«

»Du bleibst auf diesem Dach und kommst erst runter, wenn ich dich rufe, hast du verstanden?«

Sie nickte und wirkte noch immer ein bisschen ängstlich, wobei ich sogleich wieder an meinen Bogen denken musste. Aber ich ließ die Waffe, wo sie war, und nahm stattdessen den Hammer mit, den ich zur Reparatur des Daches benutzt hatte. Im Haus war es ruhig, als ich mich nach unten schlich, und die Steinmauern waren so dick, dass man schlichtweg kein Geräusch von draußen hören konnte. Trotz des Hammers in meiner Hand dachte ich kurz an die gesegnete Eisenklinge an meiner Hüfte, während ich abermals mein Haar verdeckte.

Er ist fort, sagte ich mir. Tot. Du hast ihn selbst begraben. Ich versuchte, die Furcht in meiner Magengrube zu ignorieren, und presste ein Ohr an die verbarrikadierte Holztür.

Wer immer auf der anderen Seite stand, beschloss genau in diesem Augenblick, so laut anzuklopfen, dass ich zusammenzuckte. Aber das war nicht das Hämmern von Soldaten, die sich Zutritt verschaffen wollten. Eine kleine Gruppe Reisender klopfte einfach an meine Tür, was etwas vollkommen Normales war. Ich hingegen benahm mich völlig paranoid.

Während ich den Hammer sorgsam hinter meinem Rücken verbarg, öffnete ich die Tür. »Ja?«

Zwei Männer standen dort – einer mit erhobener Hand –, als wollte er zum zweiten Mal anklopfen. Ganz langsam hob er den Blick und begegnete meinem, woraufhin er erstaunt den Mund aufriß. Ob seine Verblüffung an meiner Größe oder meiner Unhöflichkeit lag, vermochte ich nicht zu sagen. Mir blieb nur zu hoffen, dass ihn das eine oder das andere zum Umkehren bewog.

»Ich ... Friede sei mit Euch«, stammelte er. »Ist dies das Haus von Fatima, der Parfümeurin?«

Das war es in der Tat, denn »Parfümeurin« war eines der zahlreichen Attribute meiner Mutter. Als sich meine Familie auf diesem Land ansiedelte, waren meine Mutter und mein Bruder unbekannt genug, um ihre Identitäten zu behalten. Ich konnte das nicht tun, was jedoch auch nicht weiter wichtig war. Nur wenige Leute wollten mit Umm Marjana, der riesigen, exzentrischen Witwe spre-

chen, die selten ihr Haus verließ und wie eine eingesperzte Löwin über die Hügel streifte.

»Meine Herrin ist nicht zugegen.« Ich war verschwitzt und schmutzig; vielleicht würde sie ja die Kleidung als schroffe, wenig hilfreiche Dienstbotin zum Verschwinden bewegen. »Ich kann ihr eine Nachricht überbringen.«

Bevor der Mann etwas erwidern konnte, wurde der Vorhang der Sänfte zur Seite gezogen, und ich konnte die einzige Person darin erkennen: eine in einen lilafarbenen und mit zarten Opalperlen bestickten, seidenen Jilbab gehüllte Frau, deren Kleidung allein schon genug Geld für ein neues Dach eingebracht hätte. Zudem genug Goldschmuck, um ein weiteres Dach zu kaufen und vermutlich auch das Land, auf dem ich lebte, an ihren Handgelenken. Zwar blieb sie teilweise im Schatten verborgen, dennoch wirkte sie älter. Ihr Gesicht war verschleiert, doch das Haar zwischen ihrer Schläfe und dem perlenbesetzten Kopfband war weiß, und Krähenfüße umgaben ihre Augen.

Ihr Blick wanderte von meinen Füßen zu meinem Kopf, bevor er auf meinem Gesicht verharrte und seltsamerweise zufrieden erschien, als hätte sie das Angebot beim Fleischer in Augenschein genommen und sich für ein schönes Schaf entschieden. Dies war ein überaus irritierender Blick, dem noch etwas Schlimmeres folgte: Sie machte sich daran, aus der Sänfte auszusteigen.

»Eine Nachricht reicht nicht aus«, verkündete sie. Ihre Träger halfen ihr auf den Boden.

Ich versperrte ihr den Weg. »Ihr solltet in der Sänfte bleiben. Die feuchte Luft ...«

»Ich empfinde sie als erfrischend.« Sie legte den Kopf schief und musterte mich. »Himmel, Ihr seid wirklich groß.«

»Ich ... Ja«, stammelte ich und rang untypischerweise nach Worten. Die alte Frau nutzte meine Verunsicherung aus und huschte an mir vorbei durch die Tür wie eine Sultanin, die ihren Salon betritt. Wäre das einer ihrer Männer gewesen, hätte ich seinen Kopf gegen die Wand gehämmert und ihm für diese Dreistigkeit meine Klinge an die Kehle gehalten, doch einer gebrechlichen alten Frau gegenüber war ich machtlos.

»Sayyida«, versuchte ich es erneut. »Werte Dame, bitte. Das muss ein Missver...«

»Ihr dürft mich Salima nennen«, teilte sie mir über die Schulter mit. »Und ich wäre Euch sehr dankbar, wenn Ihr mir einen Becher Wasser bringen könntet. Macht es Euch etwas aus, wenn sich meine Träger in Eurem Hof ausruhen?«

Es machte mir etwas aus. Sehr viel sogar. Dennoch brachte ich es nicht über mich, sie hinauszuwerfen und die ganze Situation dadurch noch unangenehmer zu gestalten. In unserem Land war die Gastfreundschaft heilig. Sobald ich die alte Frau in ihrer engen Sänfte bemerkt hätte, hätte ich sie ohnehin in mein Haus bitten müssen, damit sie sich erholen konnte. Ihre Männer waren sichtlich erschöpft und hatten schweißnasse Gesichter. Eine unschuldige Person – erst recht eine Dienerin – hätte sich regelrecht über-schlagen, um ihnen zu helfen.

Zudem war es durchaus denkbar, dass sie verletzlicher waren, wenn sie beim Ausruhen attackiert würden. Daher setzte ich ein freundliches Lächeln auf. »Selbstverständlich nicht. Bitte macht es Euch bequem.«

Es dauerte einige Zeit, bis sie so weit waren. Ich zeigte den Männern, wo sich unser Brunnen befand, und ließ sie im Schatten der riesigen Bäume im Hof zurück, bevor ich Salima in unser kleines Empfangszimmer führte, das diesen Namen kaum verdiente. Da wir es vermieden, Gäste zu beherbergen, bot es keinen besonders einladenden Anblick. Wasser tropfte aus dem lecken Dach stetig lautstark in ein Metallgefäß, und das einzige Licht drang durch ein staubiges kleines Fenster herein. Ich räumte einige Säcke mit Reis und Linsen beiseite und schichtete mehrere Kissen auf, auf die sich die Frau setzen konnte, bevor ich hinauseilte, um Wasser und Erfrischungen zu holen.

Bei meiner Rückkehr hatte Salima den Schleier vor dem Ge-sicht abgenommen und den Jilbab beiseitegelegt. Sie schien etwa im Alter meiner Mutter zu sein, und ihr silbriges Haar war nicht mit Henna gefärbt. Obwohl ihre zarten Gesichtszüge faltig und von der Anstrengung gerötet waren, ließ sich deutlich erkennen, dass sie in ihrer Jugend eine Schönheit gewesen sein musste. Sie

trug ein dunkelblaues Kleid, das mit kupferfarbenen Vögeln verziert war, und dazu eine gelbe Hose mit derart reich verzierten Säumen, dass eine Näherin ein ganzes Jahr daran gesessen haben musste. Weiterer wundervoll bearbeiteter Goldschmuck zierte ihren Hals, und von ihren Ohren hingen Rubinanhänger herunter. Vom Schnitt ihrer Kleidung bis zu der Art, wie sie mit ihrer Präsenz den kleinen Raum beherrschte, strahlte alles an dieser Frau Wohlstand und Macht aus, wie ich es bisher in diesem Ausmaß noch nicht erlebt hatte.

Weshalb ich mich umso mehr fragte, aus welchem Grund sie meine Mutter aufsuchte. Zugegeben, in den Jahren, die wir jetzt hier lebten, hatte sich meine Mutter einen Freundeskreis aufgebaut – das tat sie immer. Sie war eine Überlebende und hatte sich daran gewöhnt, dass sich ihr Leben schlagartig ändern konnte. Demzufolge konnte sie Kleidung flicken, Hände bemalen und äußerst geschickt Düfte kreieren, womit sie seit meiner frühesten Kindheit dafür gesorgt hatte, dass wir etwas zu essen bekamen. Doch wir standen nicht einmal ansatzweise auf derselben gesellschaftlichen Stufe wie diese Salima, die eher einen Diener geschickt hätte, wenn sie die Dienste meiner Mutter in Anspruch nehmen wollte. Ich stellte mit gesenktem Kopf Obst und Wasser hin und widerstand dem Drang, sie genauer in Augenschein zu nehmen.

Salima nahm den Becher und sprach einen leisen Dank an Gott. »Wann erwartet Ihr Eure Herrin zurück?«, fragte sie, nachdem sie ihren Durst gestillt hatte.

»Das kann ich nicht sagen, Sayyida. Es könnte sehr spät werden.«

»Ist denn sonst niemand da?«

Mir wurde immer mulmiger zumute. »Nein. Wie ich bereits sagte, kann ich gern eine Nachricht überbringen.«

Salima zuckte mit den Achseln. »Vielleicht später. Vorerst ziehe ich Eure Gesellschaft vor.«

Das war keine Bitte, die ich ablehnen konnte, wenn ich vorhatte, weiterhin die Dienstbotin zu spielen. »Ihr ehrt mich«, sagte ich bescheiden und sank innerlich fluchend zu Boden. Selbst auf ihrem

Kissenstapel war Salima sehr viel kleiner als ich. Den Hammer hatte ich mir in den Hosenbund gesteckt, sodass der Metallkopf beruhigend in mein Kreuz drückte.

Sie zog einen kleinen Fächer aus ihrem Ärmel und wedelte sich Luft zu. »Ein schwüler Tag. Man hatte mir versprochen, dass dieser Teil der Küste während des Khareef wie das Paradies aussehen würde, aber die Feuchtigkeit wurde mit keinem Wort erwähnt.«

»Woher kommt Ihr?«, erkundigte ich mich.

»Aus Aden.«

Aden. Der berühmteste – und notorisch gesetzestreue – Hafen der Region. »Ich habe gehört, dass es in Aden noch viel heißer wird als hier. Lebt Eure Familie schon lange dort?«

»Fast dreißig Jahre. Ursprünglich kommen wir aus dem Irak, aber hier gab es bessere Zukunftsaussichten für uns.« Sie seufzte. »Ich befürchte, die heutige Politik wird dafür sorgen, dass die Pracht meines Heimatlandes bald nur noch in den Worten der Geschichtenerzähler in Bagdad weiterleben wird.«

Ich schnalzte mitfühlend mit der Zunge. Auch wenn ich nicht vorhatte, das Salima anzuvertrauen, ging ich doch davon aus, dass die maritime Vergangenheit meiner Familie auf ähnlich glorreichen Tagen beruhte. Mein Vater hatte häufig vom Prunk des frühen Bagdads und den abbasidischen Herrschern geschwärmt, von der Zeit, in der Seeleute wie wir von Basra bis nach China fuhren, um Seide, Bücher und Gewürze aus einer neuen Welt herbeizuschaffen, aus unbekannten Ländern, die Angehörige unseres Glaubens gerade erst entdeckt hatten.

Doch das war lange her. Inzwischen war Bagdad nicht länger das Herz der Welt oder eine Stadt der Sagen, die Händler und Reisende aus jeder noch so entfernten Ecke der Umma anzog. Möglicherweise war es auch nie so gewesen; mein Geburtsland hatte immer zuerst aufs Meer geblickt, und dieses Meer war gewaltig. So gewaltig, dass arabische und persische Seefahrer nur selten weiter als bis nach Indien fuhren – denn das war überhaupt nicht nötig. Es gab mehr als genug Händler, von denen nun viele ebenfalls unserem Glauben angehörten, die die Gewässer und Länder dort weitaus besser kannten als wir.

Salima bedeutete mir, ihr erneut den Becher zu reichen, schwankte dabei jedoch leicht. Ich streckte einen Arm aus, um sie zu stützen, und sie umklammerte mein Handgelenk.

»Gebt acht.« Ich deutete auf den Teller mit Früchten. »Wieso esst Ihr nicht einen Happen?«

»Die Reise hat mir offenbar mehr zugesetzt, als mir bewusst war.« Salima hielt noch immer mein Handgelenk fest. »Ach herrje. Das muss eine schlimme Verletzung gewesen sein.«

Ich folgte ihrem Blick. Mein Ärmel war hochgerutscht und gab die gesprengelte Narbe an meinem rechten Unterarm frei.

»Ein Kochunfall«, log ich.

Wir setzten uns wieder. Allerdings starrte mich Salima weiterhin an. Ich konnte es ihr nicht verdenken, da ich einen bemerkenswerten Anblick abgab. Wie bei vielen meiner Klasse fließt auch in meinen Adern das Blut fast aller, die auf dem Indischen Ozean gesegelt sind. Meines Vaters Vater war Araber, ein Waisenjunge, der das Perlentauchen gegen das Piratenleben eintauschte, nachdem er sich das erste Schiff gestohlen hatte, und meines Vaters Mutter war eine Gujarati-Dichterin und -Sängerin, die ihm erst das Herz und dann die Geldbörse raubte. Die Familie meiner Mutter war zwar weitaus weniger skandalös, aber ebenso weltgewandt, denn auf ihrer Insel Pemba trafen immer wieder verirrte Reisende ein, darunter auch chinesische Seeleute, zu denen ihr Großvater gehörte, die sodann beschlossen, die Schahāda abzulegen und in einem sanften Land, das besser war als die riskante Heimreise, eine Familie zu gründen.

Meine Gesichtszüge wiesen Spuren der ihren auf, und ich sprach genug ihrer Sprachen, um mich in sehr vielen Ländern unter die Leute zu mischen. Wobei ich trotzdem auffiel. Überall. Ich habe mehr Länder bereist, als ich mich erinnern kann, und bin bisher keiner Frau begegnet, die meine Größe erreichte, und nur einer Handvoll Männer, die es mit meiner Kraft aufnehmen konnten. Auch wenn ich im Ruhestand war, gab ich mein Bestes, um in Form zu bleiben. Ich hatte das Ringen und Rudern eingetauscht gegen den Kampf mit dem Land, um daraus Obstgärten zu machen, und ich schwamm jeden Morgen gegen die Wellen.

Salima schob sich ein Stück Kokosnuss in den Mund. »Euer Vater muss ein Riese gewesen sein. Wahrscheinlich könnetet Ihr meine Sänfte ganz allein tragen.«

Was für ein Kompliment, das meinen Wert lobte, weil ich ihren reichen Hintern durch die Gegend tragen könnte. »Mein Vater war kleiner als ich«, gab ich gelassen zurück. »Aber sollte es notwendig sein, wäre ich nur zu gern bereit, Euch aus diesem Haus zu entfernen.«

Ihre Lippen zuckten fast schon triumphierend, als wäre es ihr endlich gelungen, mir eine unhöfliche Erwiderung zu entlocken. Das war beunruhigend – denn nun fiel mir zum ersten Mal etwas Vertrautes an Salima auf. Die Art, wie ihre großen braunen Augen amüsiert funkelten, und der Schwung ihrer schmalen Lippen. Wie so hatte ich das Gefühl, ihr Gesicht schon einmal gesehen zu haben?

Sie lehnte sich auf ihrem Kissen zurück. »Dies ist ein sehr ... interessantes Haus. Aber an einem sehr abgelegenen Ort. Fühlt sich Eure Herrin denn nie einsam?«

Genau in diesem Augenblick musste das Dach abermals lecken, und Wasser tropfte laut in einen Topf. »Meines Wissens genießt sie die Abgeschiedenheit«, antwortete ich so freundlich, wie ich nur konnte.

Es klopfte leise an die Tür, und Marjana spähte herein. »Mama?«

Ach, beim Allmächtigen! Ausgerechnet jetzt musste das Mädchen ungehorsam sein. »Ich habe dir doch gesagt, dass du oben bleiben sollst, Jana«, ermahnte ich sie rasch und machte eine Handbewegung, um sie hinauszuscheuchen.

»Ich weiß, aber ich habe etwas zu essen mitgebracht.« Sie hielt ein Tablett mit einem Saftkrug und frischen Bananenkrapfen in den Händen. »Es klang so, als hätten wir Gäste.«

Mit diesen Worten brachte sie meine Lüge erheblich ins Wanken.

Wir hatten Gäste. In diesen Worten schwang so viel Besitzanspruch mit, zudem nannte mich dieses gut gekleidete Mädchen Mama.

Selbstverständlich richtete Salima den durchtriebenen Blick sogleich auf Marjana, die weiterhin in der Tür stand. »Ist das Eure Tochter?«, wollte sie wissen.